

(Nachdruck verboten.)

56]

Die Mutter.

Roman von Magim Gorki. Deutsch von Adolf Gese.

Während der Unterhaltung zog das Weib die Bettdecke auf Jegors Brust zurecht, blickte Nikolai gespannt an und maß die Arznei in der Flasche . . . Sie sprach gleichmäßig, nicht laut, aber klangreich; ihre Bewegungen waren ebenmäßig, ihr Gesicht war blaß und die dunklen Brauen liefen an der Nasenwurzel fast zusammen. Ihr Gesicht gefiel der Mutter nicht: sie schien hochmütig, und ihre Augen blickten unfreundlich drein. Und sie sprach, als wenn sie kommandierte.

„Wir gehen!“ fuhr sie fort. „Ich komme bald zurück. Geben Sie Jegor einen Schlüssel von dem da, und lassen Sie ihn nicht reden . . .“

Sie ging mit Nikolai fort.

„Ein wunderbares Frauenzimmer!“ seufzte Jegor. „Ein prächtiges . . . Man sollte Sie eine Weile hierher dirigieren, Alte, die ist sehr müde . . .“

„Red' nicht. Nimm das lieber ein! . . .“ bat die Mutter weich.

Er verschluckte die Arznei und fuhr, mit einem Auge blinzeln, fort:

„Ich sterbe ja doch, wenn ich auch schweige.“

Mit dem anderen Auge blickte er der Mutter ins Gesicht, und seine Lippen bewegten sich lächelnd. Die Mutter senkte den Kopf, sie empfand heftiges Mitleid und weinte.

„Macht nichts, Alte, das ist ganz naturgemäß . . . das Vergnügen, zu leben, zieht stets die Verpflichtung nach sich zu sterben . . .“

Die Mutter legte die Hand auf seinen Kopf und bat leise:

„Schweig' doch! . . .“

Er schloß die Augen, als hörte er auf das Nöcheln in seiner Brust und fuhr eigensinnig fort:

„Hat keinen Sinn zu schweigen . . . was verliere ich dadurch? Ein paar Sekunden Todeskampf, dagegen gewinne ich das große Vergnügen, mit einem guten Menschen noch etwas zu plaudern . . . ich denke, in jener Welt gibt es nicht so gute Menschen wie in dieser.“

Die Mutter unterbrach ihn unruhig:

„Da kommt die Dame, sie wird mich schelten, weil Du sprichst . . .“

„Sie ist keine Dame, sondern eine Revolutionärin, eine Genossin, eine prächtige Seele. Schimpfen wird sie sicher, Alte. Sie schimpft stets und ständig.“

Er bewegte mühsam die Lippen und begann die Lebensgeschichte seiner Hausgenossin zu erzählen. Seine Augen lächelten. Die Mutter blickte in sein von einem feuchten, blauen Schimmer überzogenes Gesicht und dachte unruhig: „Er stirbt. . .“

Rudmilla trat ein, schloß die Tür sorgfältig und wandte sich an Frau Blawow:

„Ihr Bekannter muß sich unbedingt umkleiden und möglichst schnell fort. Also gehen Sie sofort, Pelagea, verschaffen Sie ihm Kleider und bringen Sie alles hierher. Schade, daß Sophie nicht hier ist. Es ist ihre Spezialität, Leute zu verstopfen.“

„Sie kommt morgen!“ bemerkte Frau Blawow, sich ein Tuch über die Schultern werfend.

Jedesmal, wenn sie einen Auftrag erhielt, spürte sie sofort den bestigen Wunsch, ihn schnell und gut auszuführen, und sie konnte an nichts anderes mehr denken. Jetzt senkte sie besorgt die Brauen und fragte geschäftig:

„Wie wollen wir ihn denn kleiden, was denken Sie?“

„Ganz egal! Er geht nachts. . .“

„Nachts ist es gefährlicher, es sind weniger Leute auf den Straßen, da wird mehr aufgepaßt, und er ist nicht sehr geschickt. . .“

Jegor lachte heiser:

„Sie sind noch jung, Gebatterin!“

„Darf ich ins Krankenhaus zu Dir kommen?“ fragte die Mutter.

Er hustete und nickte. Rudmilla blickte mit ihren dunklen Augen der Mutter ins Gesicht und schlug ihr vor:

„Wollen Sie abwechselnd mit mir bei ihm wachen, ja? Gut . . . aber jetzt gehen Sie schnell. . .“

Sie nahm die Mutter freundlich, aber kräftig beim Arm, führte sie vor die Tür und fragte dort leise:

„Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie so herausführe, ich weiß, es ist grob . . . aber das Sprechen schadet ihm . . . und ich habe noch Hoffnung . . .“

Diese Erklärung verwirrte die Mutter, und sie murmelte: „Aber ich bitte Sie! Das war doch nicht grob! . . . Ich gehe; auf Wiedersehen . . .“

„Geben Sie acht, ob keine Spione da sind!“ sagte das Weib leise. Sie rieb sich die Schläfen, ihre Lippen zitterten und ihr Gesicht wurde milder . . .

„Ich weiß Bescheid! . . .“ antwortete die Mutter stolz. Als sie aus dem Torweg trat, blieb sie einen Augenblick stehen, zog ihr Tuch zurecht und hielt unmerklich, aber scharf nach allen Seiten Ausschau. Sie verstand bereits fast unfehlbar, Spione auf der Straße zu unterscheiden. Die absichtliche Sorglosigkeit im Gang, die kramphafte Ungezwungenheit im Benehmen, der Ausdruck der Müdigkeit und Langweile im Gesicht und das hinter all diesen Eigenschaften schlecht versteckte zaghafte, schuldige Blinzeln mit den unruhigen, unangenehm scharfen Augen waren ihr wohlbekannt.

Dieses Mal bemerkte sie kein bekanntes Gesicht und ging gemächlich die Straße entlang, nahm dann einen Wagen und ließ sich nach dem Markt fahren. Beim Einkauf der Kleider für Nikolai handelte sie schrecklich mit den Verkäufern und schalt unter anderem auf ihren betrunkenen Mann, den sie fast jeden Monat ganz neu kleiden müsse. Dieser Einfall hatte bei den Verkäufern wenig Wirkung, ihr selbst aber gefiel er ausgezeichnet. Unterwegs schon hatte sie überlegt, daß die Polizei in der Annahme, Nikolai müsse seine Kleidung wechseln, Geheimpolizisten auf den Markt schicken würde. Unter Beobachtung eben solcher naiver Vorsichtsmäßigkeiten kehrte sie in Jegors Wohnung zurück; dann fiel ihr die Aufgabe zu, Nikolai ans Ende der Stadt zu geleiten. Sie gingen beide auf verschiedenen Seiten der Straße, und es kam der Mutter lächerlich vor und machte ihr Vergnügen, wie Wjessowitschikow schwerfällig mit gesenktem Kopf dahinschritt, sich mit den Beinen in den langen Schößen des fuchsroten Paletots verwickelte, und wie er den Hut zurückschob, der ihm bis auf die Nase rutschte. In einer öden Straße trafen sie Sascha. Die Mutter verabschiedete sich durch Kopfnicken von Wjessowitschikow und ging nach Hause.

„Das alles ist recht schön, aber mein Pawel sitzt nach wie vor im Gefängnis . . . und Andrej ebenfalls . . .“ dachte sie traurig.

Nikolai Iwanowitsch kam ihr mit dem unruhigen Ausruf entgegen:

„Wissen Sie schon, Jegor geht es sehr schlecht! Er ist ins Krankenhaus gebracht . . . Rudmilla war hier; sie läßt bitten, dorthin zu kommen . . .“

„Ins Krankenhaus?“

Nikolai rückte mit einer nervösen Bewegung seine Brille zurecht, half ihr die Jacke anziehen, drückte mit seiner trockenen, warmen Hand die ihrige und sagte mit zitternder Stimme:

„Ja! Und nehmen Sie die Kasse da mit . . . Alles in Ordnung mit Wjessowitschikow?“

„Ja wohl . . .“

„Ich komme auch hin . . . zu Jegor . . .“

Der Mutter drehte sich vor Müdigkeit der Kopf, und die Unruhe Nikolais erweckte in ihr die traurige Vorahnung eines Dramas.

„Das heißt — er stirbt . . . stirbt . . .“ hämmerte ein düsterer Gedanke in ihrem Kopf.

Als sie aber in das kleine, saubere, helle Zimmer trat und sah, wie Jegor im Bette lag und in seinem weißen Kissenhaufen heiser lachte, wurde sie sofort ruhig. Während sie noch in der Tür stand, hörte sie, wie der Kranke zum Arzt sagte:

„Jede Kur — ist eine Reform . . .“

„Treib keine Pöffen!“ rief der Doktor mit seiner dünnen Stimme.

„Ich bin aber ein Revolutionär und hasse alle Reformen . . .“

Der Doktor legte behutsam Jegors Hand auf seine Knie, stand auf, zupfte sich nachdenklich den Bart und begann mit dem Finger die geschwellenen Stellen im Gesicht des Kranken zu berühren.

Die Mutter kannte den Doktor gut, er war einer der nächsten Freunde Nikolais und hieß Iwan Danilowitsch. Sie trat zu Jegor. Der streckte ihr die Zunge aus. Der Doktor wandte sich um:

„Ah, Nikolowna! . . . grüße Sie . . . Sehen Sie sich! Was haben Sie in der Hand?“

„Bohl Schriften?“

„Er darf nicht lesen!“ sagte der kleine Doktor.

„Er will mich zum Idioten machen!“ flugte Jegor.

„Schweig!“ rief Iwan Danilowitsch und machte sich in einem kleinen Buch Notizen.

Kurze, schwere Seufzer rangen sich mit feuchtem Krächzen aus Jegors Brust; sein Gesicht war mit seinen Schweißperlen bedeckt; er hob langsam die schweren, ungehorjamen Hände und wischte mit der Handfläche die Stirn. Die seltsam unbeweglichen, geschwellenen Waden entstellten sein breites, gutes Gesicht; alle Züge verschwanden unter der Todesmaske, und nur die tief in die Höhlen gesunkenen Augen blickten lächelnd drein.

„Se, Wissenschaftler! Ich bin müde . . . darf ich mich hinlegen? . . .“ fragte er.

„Nein!“ sagte der Arzt kurz.

„Na, ich lege mich hin, wenn Du fortgehst . . .“

„Nikowna, Sie erlauben ihm das nicht! Legen Sie die Kissen zurecht und sprechen Sie, bitte, nicht mit ihm, das schadet ihm . . .“

Die Mutter nickte. Der Arzt ging mit schnellen, kleinen Schritten fort. Jegor warf den Kopf zurück, schloß die Augen und blieb unbeweglich; nur seine Finger rührten sich leise. Von den weißen Wänden des kleinen Zimmers schwebte trockene Kälte und blasser, trüber Kummer herab . . . In das große Fenster blickten krause Bindentwipfel; in den dunklen, staubigen Blättern glänzten helle, gelbe Flecken, Spuren der kalten Berührung des nahenden Herbstes.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Einheitlichkeit des Weltalls.

„Die Einheitlichkeit des Weltalls, Neue Erklärung der Sonnenflecke, Meteore, Kometen und anderen Weltkörper, sowie der Entstehung und Entwicklung der Erde“ von Julius Wilms. Unter diesem pompösen Titel läuft in unserer Redaktion ein Heft ein, dessen figer Abengang etwa folgender ist: Die Sonnenflecke (die wir oftmals schon mit geschütztem Auge wahrnehmen) sind Teile der in die Sonne gestürzten, sonnennahen Planeten, die wir wegen ihrer Sonnennähe nur nicht sehen. Die Sonne gibt wieder andere Körper in der Form von Kometen von sich, die sich von ihr entfernen und dann in der großen Ferne uns als Nebelflecke erscheinen. Diese Nebelflecke verdichten sich zu Fixsternen, und diese stellen nichts anderes dar als sehr entfernte Planeten, die sich der Sonne wieder nähern, nachdem sie „ihre größte Entfernung“ erreicht haben. Die Monde „werden sich in gleicher oder ähnlicher Weise entwickeln.“ Sie nähern sich ihren Planeten immer mehr und stürzen auf sie herab. Auch auf die Erde sind schon mehrere frühere Monde herabgestürzt. Schließlich werden auch die Planeten wieder in der Sonne enden, in die sie hinein stürzen.

Diesem sinngemäßen Auszug aus den 40 Seiten der Wilms'schen Schrift steht das Brandmal des Blödsinns an der Stirn. Das schlimmste an ihr ist, daß sie Halbwahres mit ganz Falschem flüssig und gefällig mischt, so daß der Laie nicht immer erkennt, wo das eine anfängt und das andere aufhört. Unsere Leser seien deshalb nachdrücklich vor diesem Unsinn gewarnt. Wir beabsichtigen nicht, Wilms' Elaborat seinem Wunsche gemäß zu besprechen, weil es weiter nichts darstellt als einen Unfug, der mit der Buchdruckerei getrieben wurde; es gibt uns aber Gelegenheit, im Zusammenhang auf etliche Darstellungen des in der Ueberschrift bezeichneten Stoffes, wohl das interessanteste aus der ganzen Himmelskunde, hinzuweisen.

Zuerst sei ein Büchlein erwähnt, das wir als ein Muster hinstellen können. Es ist das schon in zweiter Auflage erschienene Bändchen „Der Bau des Weltalls“ von Prof. Scheiner, erschienen in der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. (Preis 1,25 M.) Auch da wird gewissermaßen die Einheitlichkeit des Weltalls dargelegt, allerdings in anderem Sinne als Wilms meint. Professor Scheiner beschränkt sich nämlich auf das, was wissenschaftlich belegt werden kann, und schaltet alles aus, worüber ausschließlich Vermutungen gemacht werden können. Das

ist der einzig richtige Weg, den vollstümliche Darstellungen gehen dürfen, wenn sie nicht den Stempel des Feuilletonhaften, des Romanhaften tragen sollen wie etwa die Bücher von Jules Verne oder von Kurd Laßwitz, die keiner als populär-wissenschaftliche Werke ansieht, sondern als vergnüglichen Unterhaltungsstoff. — Scheiner geht mit wissenschaftlichem Ernste vor. Er besitzt nicht die glänzende und poetische Sprache, die wir von den Büchern Dr. M. W. Meyers her kennen, fesselt aber doch durch seine interessierende und eindringliche Darstellungsweise. Er beginnt, sich in dem kleinen Werkchen mit der Stellung der Erde im Weltall zu beschäftigen; sodann folgt von diesem verhältnismäßig sicheren Standpunkte aus die Betrachtung des gestirnten Himmels, der Sonne, der Fixsterne und der Nebelflecken. Der Spektralanalyse ist ein besonderes Kapitel gewidmet, in welchem es Scheiner gelungen ist, eine der besten Darstellungen dieses für die populäre Erörterung sehr schwierigen Gebietes zu geben. Anhangsweise folgen sodann für fortgeschrittenere Leser die wichtigsten Zahlenangaben über die Himmelskörper und eine Ergänzung zum Kapitel über die Spektralanalyse.

Natürlich gelangt Scheiner zu ganz anderen Ergebnissen über den Bau des Weltalls als das Wilms'sche Pamphlet. Dabei wird die Sonne zu einem der vielen Millionen Fixsterne degradiert, die uns das Teleskop am nächtlichen Himmel zeigt. Nach den wahrscheinlichsten durch den jetzigen Stand der Wissenschaft gestützten Annahmen gehört die Sonne mit ihrem ganzen Anhang zu dem System der Milchstraße, einer Sternensinsel im endlosen Weltall, wie es deren noch mehrere gibt. Wir haben Grund zu vermuten, daß das Sonnensystem, das ebenso wie die anderen Fixsterne eine fortschreitende Bewegung im Raume besitzt, ungefähr in der Mitte des Milchstraßensystems steht. Das letztere besteht aus einer Anhäufung von Sternen, die etwa linsenförmig zu denken ist und einen Durchmesser von ungefähr 44 000 Lichtjahren besitzt. (Ein Lichtjahr ist die Strecke, welche das Licht in einem Jahre zurückgelegt, d. h. nach einer früheren Darlegung in diesen Spalten rund $9\frac{1}{2}$ Billionen Kilometer.) Der Andromedanebel, den schon unser bewaffnetes Auge in klaren Nächten als einen schwachen Lichtschimmer wahrnimmt, ist als ein dem Milchstraßensystem gleichwertiges Sternensystem von wahrscheinlich ähnlicher Größe anzusehen. Es wird von uns nach Wahrscheinlichkeitschätzungen $\frac{1}{2}$ Millionen Lichtjahre entfernt sein. Eine weitere derartige Sternensinsel im Weltraum ist der Spiralnebel in den Jagdhunden, dessen Entfernung von uns auf $6\frac{1}{2}$ Millionen Lichtjahre zu schätzen ist (rund 6200 Trillionen Kilometer = 62 mit 20 Nullen). Diese Zahlen können um das Mehrfache ihres Wertes unrichtig sein, sie ändern jedoch an der Sache selbst nichts, auch an den aus ihnen abgeleiteten Schlüssen und Anschauungen nicht, da die Größenordnung immer noch dieselbe bleibt. Eine praktische Anschauung vermitteln uns diese Zahlen natürlich nicht, da wir nur in menschlichen Maßstäben zu denken gewohnt sind. Sie bieten uns aber ein logisch zu rechtfertigendes Hilfsmittel, um in unserer wissenschaftlichen Erkenntnis auf realem Boden fortzuschreiten.

Während das Scheiner'sche Heftchen darauf zugeschnitten ist, in erster Linie eine Darstellung des Baues des Weltalls zu geben, finden wir in den neueren populär-wissenschaftlichen Werken diese Frage mehr als Krönung des Systems der Himmelskunde behandelt. In eigener Weise stellt Dr. M. W. Meyer dieses Thema dar. Er ist einer unserer glänzendsten populär-wissenschaftlichen Darsteller; sein Stil ist blendend und seine Auseinandersetzungen, selbst solche schwieriger Natur, außerordentlich flüssig und fesselnd. In seinen zahlreichen Werken finden sich zwei ausführlichere Darstellungen, die unser Thema berühren, das Schlußkapitel seines Buches „Die Königin des Lages und ihr Reich“ und die letzten Kapitel aus der großen gemeinverständlichen Himmelskunde „Das Weltgebäude“, die mit vielem und berechtigtigen Erfolge in die Welt gegangen ist. Besonders wertvoll ist, daß Meyer in diesem Werke seine Darstellung in einigen Gebieten von bedeutenden Spezialforschern hat ergänzen und durchsetzen lassen. Das Kapitel über die Schwerkraft z. B., das wesentliche Bedeutung für unser Thema beansprucht, hat Prof. Seeliger in München einer präzisen Durchsicht unterzogen, der auf diesem Gebiete der hervorragendste lebende Forscher ist. Das Illustrationsmaterial dieses Werkes steht dank der Beziehungen Meyers, der Mitbegründer und Direktor der Berliner Urania war, zu den hervorragendsten Sternwarten und Instituten einzig da. Leider ist das Buch bei seinem großen Umfange etwas teuer (geb. 16 M.), namentlich für unsere Leser. Es sei daher den Vereins- und Gewerkschaftsbibliotheken die Anschaffung empfohlen, um ihre Angehörigen in den Genuß der Lektüre dieses vorzüglichen Werkes zu setzen. Das gleiche gilt von den anderen beiden Werken, die in diesem Zusammenhange erwähnt wurden, nämlich Prof. Kleins „Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung“ und Newcomb-Engelmanns „Populäre Astronomie“. Der Wert des Kleinschen Buches liegt in der ungemein reichhaltigen Materialsammlung, die für den Dilettanten und selbst den Astronomen von unschätzbarem Werte ist. Ein Schlußkapitel behandelt „Die Milchstraße und den Bau der Welt“, das ebenfalls sehr lesenswert ist.

Der vor einem Jahre erschienenen dritten Auflage des letztgenannten Werkes von Newcomb-Engelmann, die von Prof. Vogel, dem Direktor des königlichen Astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam, mit bekannten Fachgelehrten herausgegeben wurde, sehen selbst die Wissenschaftler mit Spannung entgegen. Dies Werk ist

von allen genannten das am weitesten in den Stoff hineinschreitende, weshalb es erst nach dem Studium anderer Werke zu empfehlen ist. Es vermittelt daher aber auf vielen Gebieten den meisten Wissensstoff, wozu allerdings beiträgt, daß es erst vor kurzem erschienen ist und so auf dem modernsten Standpunkte der schnell fortschreitenden Naturwissenschaft steht. Das Kapitel über den Bau des Universums wurde durch einen für die Neuausgabe eigens verfaßten Brief von dem bereits genannten Prof. Seeliger bereichert, sowie durch eine Darstellung der Ansichten von Prof. Kapteyn in Groningen. — In letzterer Beziehung wäre übrigens dem „Weltgebäude“ Meyers eine Neuausgabe zu wünschen. Die 1897 erschienene erste (sehr große) Auflage ist zwar nicht gerade veraltet; dennoch wäre es von großem Interesse, die neueren Errungenschaften der physikalischen und astronomischen Forschung gerade von Meyer in ein System der Himmelkunde hineingewebt zu sehen.

Zur Anregung der Beschäftigung mit himmelskundlichen Dingen ist kein Kapitel so geeignet wie das vorliegende, und ich bin sicher, daß eine Lektüre einiger der angeführten Darstellungen der Himmelkunde überhaupt neue Freunde unter unseren Lesern werben wird.

Felig Linke.

Kleines feuilleton.

Chopins Tagebuch. Im „Guide musical“ veröffentlicht Gaston Knosp einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis von Chopins Leben: es sind Teile eines Tagebuchs, das der Komponist in der Zeit vom 6. Oktober 1837 bis zum Juni 1848 führte. Die melancholisch weiche, krankhaft zarte Seele des großen polnischen Musikers lebt in diesen dichterisch schönen Zeilen, die fast wie ein Roman klingen und wichtige chronologische Bestimmungen für sein Verhältnis zu George Sand, die er Aurora nennt, und zu der Schottin Jane Stirling, die bei ihm Rebekka heißt, enthalten. Die monotone Melodie eines Oktoberregens umwozt den Einsamen, der im Anblick einiger Weilchen der Erinnerung an seine früheren Geliebten nachträumt. „Es reißt mir in der Brust und doch ist das Leben zur Freude und Liebe gemacht. Liebe, süß wie ein Traum, süß wie Musik, traurige, süße, fröhliche Liebe! Ach, wenn ich doch nicht so müde wäre von dem allen. Die Uhr vereinigt ihre Schläge mit denen meines Herzens. Wie langsam schleicht die Nacht hin.“ Am 10. Oktober 1837 lernt er George Sand kennen. „Dunkle Augen, seltsame Augen. Was jagten sie? Sie lehnte sich über den Flügel und ihre umarmenden Blide umwozten mich. Meine Seele hatte den Hafen gefunden. Ihre seltsamen Augen lächelten. Die Gestalt ist männlich, die Hüfte breit, fast grob, aber diese traurigen und seltsamen Augen! Ich schmachtete nach ihnen und zog mich dennoch schüchtern zurück. Sie ging fort. Später unterhielten wir uns über allerlei Dinge. Liszt, der mich allein hatte sitzen sehen, führte sie zu mir. Blumen rings um uns. Mein Herz war gefangen. Sie lobte mein Spiel. Sie verstand mich. Aber dieses grobe Gesicht, streng und traurig. Ich habe sie seitdem zweimal wiedergesehen in ihrem Salon, umgeben von der besten französischen Aristokratie, dann einmal allein. Sie liebt mich. Aurora, welch reizender Name! Die Nacht geht zu Ende.“ Die neue Freundin sorgt für den Kranken; sie führt ihn nach der Insel Majorca; ihre Erscheinung verschmilzt in seinen Träumen mit der der geliebten Mutter. „Sie sorgt für mich Tag und Nacht. Ihr Atem erfrischt mich. Das traurige Antlitz meiner Mutter erscheint mir in meinen Träumen. . . Unsere beiden Seelen sind allein auf dieser Insel im Meer. Des Nachts höre ich das Rauschen der Bogen. Rebekka Stirling besuchte uns. Sie bringt mir große englische Weilchen. Wenn ich huste, so fühle ich es bis auf dem Grunde meines Herzens. Ich bete das Licht an, es singt mir süße Melodien ins Ohr. Ich will nicht sterben. Der Schatten verfolgt mich. Aber das Leben ist stark. Die Weilchen Rebekkas auf mein Grab! Ich will nicht sterben.“ Allmählich widmet sich ihm George Sand weniger; sie arbeitet viel an ihren Büchern, und selbst während seine Finger über das Klavier gleiten, fliegt ihre Feder über das Papier. Aber er liebt sie glühend. „Nur für Dich, Aurora, schleiche ich noch auf der Erde hin. Nichts würde mir zu viel sein, ich würde Dir alles geben. Ein Blick, eine Liebesung von Dir, ein Lächeln, wenn Du müde bist. Ich will nur leben für Dich, für Dich will ich spielen süße Melodien. Wirst Du nicht zu grausam sein, Geliebte, mit Deinen verschleierte Augen?“ Er wird kränker, der Husten martert ihn, er ist in Geldnöten. „Weit von hier, unter dem Himmel Polens, sehe ich die Augen meiner Mutter. Die Tränen, die man nicht vergossen hat, wiegen schwer. „Frieb, kleiner Frieb,“ sagte sie zu mir, „Du wirst ein großer Musiker werden, Polen wird stolz sein auf Dich.“ Mein Herz ist leer. Wie ich leide!“ Dann folgt der Bruch mit George Sand. „Alles ist aus! Das Leben ist zu Ende!“ heißt es am 1. Juni 1847. „Noch einige Jahre mehr oder weniger. Aber niemals mehr das wahre Leben. Ich schreie diese Worte nicht, sie zerschmettern mein Gehirn. Sie sprach so hart zu mir und meine Seele ist krank. Ich glaubte nicht, daß sie so hart sein könnte.“ Er reißt nach dem Schloß Stirling in Schottland, den Tod im Herzen. „Graufame, meine Seele verflucht Dich, stößt Dich zurück. Aurora, Deine Küsse brennen in mir wie glühende Küsse. Wie die Unruhe mich erfährt! Werde ich jemals Ruhe haben? Teures Polen! Ich sehe Dich in dem Nebel — mit den Augen meiner Mutter, ihrem Mund, ihrem Sinn. Polen, daß Du singst und weinst — armes Land! Mein Herz gehört Dir. An Deiner Brust wird es endlich Ruhe finden.“

Theater.

Deutsches Theater: „Bring Friedrich von Homburg“, Schauspiel in 5 Aufzügen von Heinrich von Kleist. In der dramatischen Formgebung steht Kleists letztes Drama, „Der Prinz von Homburg“, unvergleichlich höher als sein von Reinhardt früher im Deutschen Theater aufgeführtes „Räthchen von Heilbrunn“. Während das romantische Ritterstück seine Wirkung in einigen wenigen, freilich wunderbar schönen Szenen erschöpft und um dies lebendige Zentrum achtlos eine Reihe von zerstreuten, gleichgültigen Situationen häuft, herrscht in dem preußisch-patriotischen Soldatenstück ein fest aufs Ziel gerichteter, alles der Einheit des Gedankens unterwerfender Wille. Die künstlerische Energie, die sich in der Anlage, der Entfaltung und Steigerung der Konflikte betätigt, spannt das Interesse bis zum Schlusse, spannt es, auch wenn man der Tendenz des Werkes, der Verherrlichung des Preuzentums und preußischer Kriegszucht, von Grund aus kühl, ja feindlich gegenübersteht. Die über den nächsten Umkreis des Persönlichen sich erhebende Leidenschaft, die für ein Ueber-Individuelles das Leben hinzugeben bereit ist, wird in einem idealisierenden dichterischen Nachbild stets etwas erregend Fortreisendes erhalten. Man mag Napoleon als einen der beruchtesten Despoten, den Napoleonkultus als Aeußerung blind unterwürfiger, Erfolgsanbeterer tagieren, und wird darum die mächtige Wucht von Heines Lied der beiden Grenadiere, den Zug ins Große, der in diesem Enthusiasmus lebt, nicht weniger warm empfinden. Und wenn auch nicht in gleichem Maße, so immerhin doch in gewisser Annäherung daran, überwindet das Kleistsche Drama die Hemmungen, die ihm aus einer gegen das Prinzip gerichteten Opposition erwachsen könnten.

Ein Kriegsheld, recht nach dem Sinne der Sturm- und Drangperiode, tritt der Kleistsche Prinz in den ersten beiden Akten uns entgegen. Umstrahlt von der Romantik schwärmender Liebe, gehoben von dem Ueberschwange des Gefühls, regel- und fessellos, wie Egmont den Eingebungen des Augenblicks vertrauend. So bricht er, entgegen dem Befehle, vor der Zeit wider die Schweden los. Der Ausgang krönt seine Tat. Triumphierend breitet er nach dem gewonnenen Siege die Trophäen vor seinem Kriegsherrn aus. Des Kurfürsten Befehl, den Degen abzulegen und sich dem Kriegsgericht zu stellen, empört ihn bis ins Innerste. Daß auf ihn, der seinem Stern folgte, den Ruhmeswürdigen, die seelenlose Schablone der Säkung angewendet werden soll, erscheint ihm ganz unmöglich, ein niedrig-widriges Komödienspiel. Der Sturz aus dieser stolzen Sicherheit in zitterndes Wanken, als er plötzlich das Gespenst des Todes in furchtbarer Nähe spürt, und die Erhebung zu einem neuen, höheren Stolz, wie der Kurfürst den Prinzen selbst zum Richter über seine Taten setzt, bilden die beiden Angelpunkte der dramatischen Entwicklung. Vor sein eigenes Urtheil gewiesen, hält der Glaube an sein höheres Recht nicht stand. Er kann den über ihn gefällten Spruch nicht falsch nennen und will das „heilige, von ihm verletzte Recht des Krieges“ durch einen „freien Tod verherrlichen“. Natürlich kommt es nicht dazu. Der Kurfürst hat nur eine Probe angestellt, und da der Prinz sie bestand, gibt er ihn der Braut und der Armee, die voll Begeisterung an dem jungen Führer hängt, zurück.

In richtiger Einsicht hatte die Direktion auf alle Versuche, den aufs Malerische gerichteten Sonderstil der Reinhardt-Bühne bei dieser Aufführung hervorzuführen, verzichtet. Es gab da keine Ueberraschungen, wohl aber eine Reihe trefflicher Leistungen. Herr Kahler als Prinz und das neue aus Frankfurt hergekommene Mitglied Herr Diegelmann als Kurfürst blieben in den Sommerabendstücken des ersten Aktes ohne rechte Stimmungsresonanz, bewährten sich aber in dem weiteren Verlauf mit um so intensiverer Kraft. In den schwierigsten Partien, in der Veranschaulichung der Wandlung, offenbarte sich das große Können Kahlers am glänzendsten. Der Schwerpunkt seines, wie seines Partners Spiel, der sich lang in ruhig abwartender Reserve hielt, lag in dem letzten Aufzuge. Eise Heims war eine mutig-anmutige Prinzessin Natalie, Paul Wegener ein zum Verwundern lebendig porträtirter General Kottwitz. Würdig repräsentierte Adelaide Sandrock die kleine Rolle der Kurfürstin. dt.

Musik.

Nicht in der Helle der Nacht, sondern im Dunkel des Tages belamen wir am Sonntag eine Gabe vom „Theater des Westens“ unter Direktor Max Monti. Das heißt: alte Gewohnheit verlangt für die richtige Theaterstimmung den späten Abend, und Nachmittagsvorstellungen lassen es an dieser Stimmung stets mehr oder weniger fehlen. Nur selten wird eine Erstausführung auf den Nachmittag gelegt; wenn aber: dann ist meistens etwas wie ein böses Gewissen die Ursache. Ein solches Gewissen begreift sich sehr wohl, wenn „Motive“ eines Komponisten zu einem neuartigen Bildwerke benützt werden. So hat Ernst Reiterer eine dreiaktige Operette „Frühlingsluft“ mit einem „nach dem Französischen“ gearbeiteten Text und nach Motiven von Josef Strauß zusammengebracht. Die Reflektoren nennt oder nannte es den größten Operettenerfolg seit dem „Süßen Mädel“ und einige Walzer usw. daraus mögen ja ihren Strahlenweg antreten.

Wir greifen in die „Dynastie Strauß“ etwas tiefer hinein, als es gewöhnlich geschieht. Der Stammvater der Dynastie, genannt Johann I., hatte drei Söhne, von denen Johann II. der

Weltberühmte wurde, ein anderer namens Eduard hauptsächlich die tägliche Tradition weiterführte, und einer namens Josef in einem verhältnismäßig kurzen Leben (1827—1870) Kennern den Eindruck des allerbedeutendsten machte. In seinen letzten Jahren war er Dirigent der Familientapelle, die jetzt Eduards Sohn Johann III. leitet (bereits auch in Berlin bekannt). Er schwang sich über einzelne Langstücke nicht so hinaus, wie sein auch in der Operette fruchtbarer Bruder.

Wiederholt schon haben wir uns über das Unrecht ausgesprochen, dem Publikum etwas zu bieten, bei dem die tatsächlichen Verhältnisse verwischt werden, und das in der Art eines Potpourris den Hörer hin und her wirft. Die Operette selbst ist so typisch, daß sie kaum ihren „Inhalt“ erzählen läßt. Ein paar Männer werden beim Anbruche des Frühlings so hoch gestimmt, daß sie zur Verdeckung von Anderweitigkeiten ihren Gattinnen und so weiter auffallend zärtlich entgegenkommen, bis endlich eine Schwiegermutter den dritten Akt zum Abschlusse bringt. Dabei springen natürlich manche dankbare Rollen heraus, und man kann dem Ensemble des „Theaters des Westens“ das Zeugnis geben, daß es gut eingeschult ist, und daß sich die Regie (wenige Verschleppungen ausgenommen) viel Mühe gegeben hat.

Innerhalb des mehr oder minder kunstlosen Singens hob sich besonders Luise Obermaier in der Rolle eines ländlichen Dienstmädchens hervor, insbesondere durch eine, auf der Operettenbühne nicht eben häufige, gut technische Stimmbildung sowohl in den höheren, wie auch in den für diese Rolle besonders beanspruchten tieferen Lagen.

Statt einer Abwägung all dessen, was sonst geleistet worden ist, wünschen wir lieber dem Theater soviel Kraft, daß es endlich wieder zu dem für dieses schicksalsreiche Institut einzig würdigen Opernspiel gelange. Daß dabei auch von anderer Seite mitgeholfen werden müßte, haben wir bereits früher auseinandergesetzt. sz.

Aus dem Tierreiche.

Der Eisenbahnvogel. Ein weniger beliebter, aber doch recht hübscher Verwandter unseres Kottechens und der Kottechwänze ist der Steinschmäger, der eine große Verbreitung in mehreren Arten besitzt, aber hauptsächlich in Europa vorkommt. Das deutsche Volk hat sich mit diesen Vögeln viel beschäftigt, das beweist schon der Ueberfluß von Namen, die es ihnen gegeben hat. Außer Steinschmäger trägt der Vogel noch eine Menge anderer Benennungen, die alle irgendwie mit dem Begriff des Steins in Verbindung stehen, z. B. Steinelster, Steinpider, Steinsänger und dergleichen. Auf körperliche Eigentümlichkeiten gehen die Bezeichnungen Weißschwanz und Weißbüzel, und mehr ins Phantastische weist der Name Totenvogel, über dessen Ursprung nichts sicheres bekannt zu sein scheint. Möglicherweise hängt diese letzte Bezeichnung damit zusammen, daß der Vogel wegen seiner Liebhaberei für den Aufenthalt in Steingeröllern an manchen Orten vorkommt, wo sich sonst kein Tierleben bemerkbar macht. Drehm berichtet, daß er ihn beispielsweise als einen der letzten Vertreter des Lebens im nördlichsten Skandinavien und namentlich überhaupt in unmittelbarer Nähe von Gletschern sowohl in Norwegen wie in den Alpen gefunden habe. Es hat sogar den Anschein, als ob der Steinschmäger eine vollkommen wüste Landschaft geradezu bevorzugt. Auf der anderen Seite sucht sich der Steinschmäger Oerlichkeiten aus, die so sehr in unmittelbarer Nachbarschaft der menschlichen Kultur stehen, daß kein anderer Vogel dort sein Nest bauen würde. Er kann nämlich geradezu als ein Eisenbahnvogel bezeichnet werden. Wie Dr. Gengler in der Monatschrift „Natur und Offenbarung“ beschreibt, besitzt er die Gewohnheit, die Schienenstränge einer Eisenbahn weithin durch ebenes Gelände zu verfolgen. Nicht selten wählt er zum Platz seines Nestes eine Vertiefung unmittelbar neben oder gar zwischen und unter den Eisenbahnschienen und sitzt dort und brütet, ohne sich durch die fahrenden Eisenbahnzüge, ihren Lärm und die von ihnen verursachten Erschütterungen hören zu lassen. Diese Tatsache ist um so merkwürdiger, als sich nicht einsehen läßt, weshalb dieser sonst an die größte Einsamkeit gewöhnte Vogel den Gang verspürt, sich den unruhigsten Platz zur Ansiedelung auszusuchen.

Humoristisches.

— Kuppelci. (Zimmervermieterin auf der Polizei): „Mein Zimmerherr hat jetzt auch sein Mädchen bei sich wohnen; da wollt' ich mal fragen, ob da was bei is.“ — „Wenn es ein Brautpaar ist, dann machen Sie sich allerdings der Kuppelci schuldig. Wenn er aber ein besserer Herr ist, dann wird er das Frauenzimmer über kurz oder lang schon von selber rauskneifen!“

— In einer kleinen Garnison ist ein heftiger Brand ausgebrochen, so daß die Hilfe des Militärs erforderlich ist. Eine Kompanie unter Führung eines Offiziers eilt im Laufschritt zur Brandstätte. Kurz vor dem Ziel ruft der Offizier den Leuten zu: „Ist das Rauffschritt? Nochmal zurück, marsch, marsch!“ („Simplicissimus“.)

— Völker Europas, wahr! eure heiligsten Güter! unlängst meldeten die Blätter: Pierpont Morgan wollte das Bruststück in Goslar, ein schönes, mittelalterliches Haus, ankaufen, abbrennen und in New York aufbauen. Die Gefahr ging vorüber, da die Geschichte ein Stammschwitz war. Wenn Morgan

aber nun wirklich Lust bekommt, Häuser zu sammeln? Seht Euch vor! Wie lange noch, dann läuft er im Ernste den Straßburgern ihr Münster, den Berlinern das Brandenburger Tor, den Nürnbergern ihr Brattwurfsplätzle, den Heidelbergern ihre Schloßruine und der Familie Wagner das Bayreuther Festspielhaus ab! Und wenn seine Häuserammlung komplett ist, dann fängt er mit den Landschaften an. Er kauft die Zugspitze oder die Jungfrau und bringt sie, in Quadern zerlegt, nach Amerika, er gräbt den Schwarzwald mit der Wurzel aus und setzt ihn drüben wieder ein. Nicht genug: schon lange hat Italiens ewig blauer Himmel seine Besitzgier erweckt. Was ist nun der Himmel? Lust! Die läßt er durch Professor Linde verflüssigen und in Amerika wieder verflüchtigen — schwupps! hat er den ewig blauen Himmel drüben überm Peringsfeld und Italien ist ruiniert! Die Kosten sind für so einen Willkürar Wurscht!

— Marokkaner. „Siehst Du, Hassan, so geht's einem mit den Fremdwörtern: Wer konnte ahnen, daß „Integrität“ auf europäisch „Beschließung“ heißt?“ („Jugend“.)

Notizen.

— Lorching-Theater. Direktor Garrison, der vom 1. Oktober d. J. wieder die Leitung des Lorching-Theaters übernimmt, will alle jene Mitglieder, welche durch die Konfuzs-anmeldung der vorjährigen Direktion engagementlos geblieben sind, wieder für das Theater verpflichten. Bisher ist dies zum größten Teil bereits geschehen, insbesondere ist dem Theater der komplette Orchesterkörper und der gesamte Chor erhalten geblieben.

— Reinhardt engagiert. Albert Bassermann, der kraftvollste Darsteller des Lessing-Theaters, ist vom 1. September 1909 an für das Deutsche Theater verpflichtet worden. Auch sonst streckt Reinhardt nach allen Seiten die Fingerringe aus, um Schauspieler von Ruf zu gewinnen.

— Joh. Wiegands Lustspiel „Philister“, das mit gutmütiger Satire den Tanz braver Spießbürger uns goldene Stab — eine Millionenerbschaft — vorführt, hatte im Bremer Stadttheater einen Heiterkeitserfolg.

— Leo Tolstois Sohn hat eine Komödie beendet, die unter dem Titel „Meine Heimat“ die russischen Ereignisse der letzten Zeit behandelt.

— Eine Kunstsammlung, die Berlin verloren ging. Eine der hervorragendsten Privatgemäldesammlungen, die Rudolf Kanns, ist von dessen Erben an einen Londoner Kunsthändler für 16 Mill. Mark verkauft worden und wird nun größtenteils nach Amerika verbracht werden. Wie Wilhelm Vode, der Generaldirektor der Berliner Museen, der mit Kann befreundet war, in der „Kunst für Alle“ mitteilt, war es Kanns Plan, war es Kanns Absicht, seine kostbare Sammlung vor diesem Schicksal zu bewahren, das geldgierige Erben ihr nun bereitet haben. Ein Teil der Sammlung sollte dem Pariser Louvre, der andere, die holländische und flämische Schule umfassende, der Berliner Galerie zufallen. Ehe aber Kann dazu kam, seine Absicht testamentarisch festzulegen, starb er, und so erlitt Berlin einen unerfesslichen Verlust.

— Die 79. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, zu der 2000 Teilnehmer erschienen sind, wurde am Montag in Dresden eröffnet.

— Die Lüneburger Heide ist längst nicht mehr die Wüstenei, die sich mancher immer noch darunter vorstellt. Im Gegenteil: die wachsende wirtschaftliche Erschließung droht ihr mehr und mehr die ursprünglichen Reize zu nehmen. Die Schmande (Schafe) verschwinden mehr und mehr, und die Heide wird bebaut oder aufgefördert. In Hamburg hat sich jetzt eine „Kommission zur Heideforschung“ gebildet, um die Heide in naturwissenschaftlicher und volkstümlicher Hinsicht zu erforschen. Eine besondere Zeitschrift, das „Archiv für Heideforschung“, soll darüber berichten.

— Das weiße Kreuz von Genf. Unter dem Titel einer Weltgesellschaft des Weissen Kreuzes von Genf ist in dieser Stadt eine neue Vereinigung zusammengetreten, die sich eine großartige und sehr ausgedehnte Aufgabe gestellt hat. Sie sieht ihren Zweck nämlich in der Zusammenfassung aller Arbeiten, die in der ganzen Welt zur Bekämpfung der Tuberkulose, des Krebses, anderer epidemischer und ansteckender Krankheiten und auch solcher sozialer Uebel wie des Alkoholismus geliefert werden.

— Eine unterirdische Zeitung. Die Londoner Untergrundbahn wird von einer so großen Menschenmenge benutzt, daß sich an ihren Stationen unter der Erde eine ganze Stadt im Kleinen gebildet hat. Da gibt es Cafés, Bars und Restaurants, Postbüros und Buchläden, Tabakläden und Friseurateliers, Lifts und Schuhputzer. Ein englischer Journalist ist nun auf der Einfalt gekommen, auch eine unterirdische Zeitung zu gründen, die unter der Erde gedruckt und verbreitet wird und in diesen dunkleren Gegenden weltlich Erleuchtung bringen soll. Seine Abonnenten glaubt der Herausgeber mit den 240 Millionen Menschen, die alljährlich von der Londoner Untergrundbahn befördert werden, schon zu finden. Das Blatt führt den Titel „Der Maulwurf“, womit die eigenartige Stellung der Zeitung recht gut bezeichnet wird.